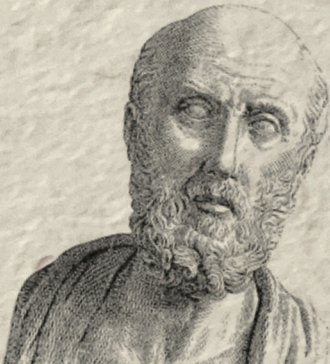


Barbara und Hans Otzen

HALS- BEINBRUCH!

Redewendungen aus dem Alltag



REGIONALIA
VERLAG



Inhalt

Gesundheit & Krankheit	11
Arme & Beine	23
Essen & Trinken	33
Tiere & Pflanzen	49
Leben & Tod	75
Allzu Menschliches	93
Literaturverzeichnis	126
Register	127



Vorwort

Unser Alltagssprache ist vielseitig. Sie steht im Gegensatz zur Amtssprache, zur Standardsprache, zur Hochsprache, zur Fachsprache ... Es ist die Sprache, die im täglichen Umgang benutzt wird, ein wenig nachlässig, ein wenig salopp, ein wenig derb – eben all das, was der Amtssprache fremd ist. Und da sie nicht exakt sein muss wie die Fachsprache, auch unpräzise sein kann und mit Andeutungen und Umschreibungen auskommt, kann sie auch bildhaft daherkommen. Ein typisches Beispiel für diese Bildhaftigkeit sind die Redewendungen. Der Duden definiert sie als »feste Verbindung von Wörtern, die zusammen eine bestimmte, meist bildliche Bedeutung haben«. Das klingt entsetzlich fachsprachlich. Aber tatsächlich bedeuten Redewendungen eine außerordentliche Bereicherung unserer Sprache. Man kann vieles im übertragenen Sinn ausdrücken, man braucht nicht so direkt zu sein. Und so braucht man nicht zu fragen »Hast Du die Schule geschwänzt?« oder »Bist Du nicht zur Arbeit gegangen?«, sondern man fragt viel sanfter: »Hast du blau gemacht?«

So umschreiben die Redewendungen, um die es in diesem Buch geht, ganz alltägliche Situationen: Es geht um Stress, um Gesundheit, Leben und Tod, um Angst, um Gefühle, um Eifersucht, um Prüfungssorgen, um das leibliche Wohl und um viel Zwischenmenschliches. Es ist also für jeden Leser etwas dabei.

Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Barbara und Hans Otzen

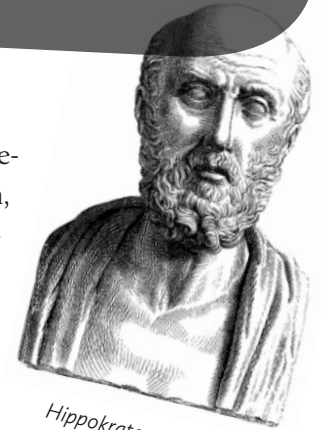
Das juckt
mich nicht

Pruritus (lat. *prurire* = jucken) bezeichnet eine unangenehme Empfindung der Haut, die eine Abwehrreaktion (Kratzen) hervorruft. Dieser Juckreiz ist ein nützlicher Schutzmechanismus. Durch das Kratzen sollen schädliche Parasiten von der Haut entfernt werden, um diese unangenehme Empfindung zu lindern oder gar zu beseitigen. Erwiesen ist, dass der Juckreiz unter Stress verstärkt wird, Entspannung und Ausgeglichenheit sorgen für das Nachlassen des Reizes.

Wenn jemand etwas nicht interessiert, es ihm egal ist, dann juckt es ihn also im übertragenen Sinn auch nicht – das bedeutet, dass er ganz entspannt und ausgeglichen ist. Eine literarische Steigerung erfuhr die Redewendung durch Walter Kempowski in seinem 1975 erschienenen Roman *Tadellöser & Wolf*, aus dem viele Sprüche und Redensarten aus Gesprächen der Familienmitglieder untereinander Eingang in die deutsche Alltagssprache gefunden haben. Dies gilt auch für das nachfolgende Beispiel aus einer Gesprächsszene mit Mutter Greta im Jahr 1939, in der sie die unordentliche Frisur ihres Sohnes Robert beanstandet, die ihm auch schon bei der HJ Schwierigkeiten eingebracht hat, und der darauf antwortet: »Was kümmert es die stolze Eiche, wenn sich ein Borstenvieh dran wetzt.«

Einen Kloß im Hals haben

Wenn man vor Aufregung, Angst oder Rührung nicht mehr sprechen kann, dann hat man einen Kloß im Hals. Dieses Gefühl, unabhängig von der Nahrungsaufnahme einen Fremdkörper im Rachen oder Hals zu haben, nennt man medizinisch *Globus hystericus*, das Globussyndrom (lat. *globus* = Kugel, Klumpen). Damit kommt das würgende Gefühl, das einen unter psychischem Druck quält, zum Ausdruck. Es ähnelt dem Gefühl, etwas nicht gut genug Durchgekauhtes verschluckt zu haben. Sofern beim Patienten dafür keine organischen Ursachen vorliegen, ist Stress in allen erdenklichen Formen die Ursache.



Hippokrates von Kos

Schon der griechische Arzt Hippokrates von Kos (ca. 460–370 v. Chr.) sah hysterische Ursachen in dem Gefühl, einen Kloß im Hals zu haben. Er führte dies allerdings auf das Wandern des Uterus zurück, was sich aber bis heute nicht bewahrt hat.

Es gibt noch eine weitere Erklärung für das Gefühl, einen Kloß im Hals zu haben. Dieser Ansatz geht auf die Theatersprache des 19. Jahrhunderts zurück, die im übertragenen Sinn durch einen Kloß (oder Knödel) im Hals geprägt ist. »Knödeln« heißt dann auch mit gepresster Stimme sprechen oder singen, oder abschätzig: »Der Tenor hatte die ganze Zeit einen Kloß im Hals«.

Hals- und Beinbruch



Wenn man jemandem gutes Gelingen wünscht, dann ist es seit dem 17. Jahrhundert üblich, ihm Hals- und Beinbruch zu wünschen. Doch ist es zunächst einmal nicht befremdlich, jemandem beispielsweise vor einer Prüfung nicht zu sagen, ihm möge viel Glück oder viel Erfolg, sondern Hals- und Beinbruch widerfahren?

Woher kommt dieser unfromme Wunsch?

Menschen jüdischen Glaubens wünschen sich aus den verschiedensten Anlässen *hazlacha we beracha* – das heißt »Erfolg und Segen«. Oder auch jiddisch *hazloche un broche*. Durch Verballhornung in der deutschen Sprache wurde daraus in Lautmalerei »Hals- und Beinbruch«. Dahinter steckt auch der Aberglaube, dass gute Wünsche genau das Gegenteil bewirken, wenn man sie geradeheraus ausspricht. Um die Götter nicht herauszufordern oder neidisch zu machen, beschwört man das Gute, indem man Böses wünscht.

In der Seemannssprache gibt es Vergleichbares. Auch dort wünscht man jemandem lieber das, was man ihm eigentlich gerade nicht wünscht, um kein Unheil heraufzubeschwören. Diesem Grundgedanken verdanken Seeleute ihren Seglergruß »Mast- und Schotbruch« – »... und immer eine Handbreit Wasser unter dem Kiel« gehört noch zum Gruß dazu.

Stehenden Fußes

Wenn man etwas auf der Stelle, sogleich, sofort, augenblicklich tut, dann tut man es stehenden Fußes. Um den Sinn dieser Redewendung zu erkennen, muss man weit in das Rechtswesen des Mittelalters zurückblicken. Wenn Gericht gehalten und das Urteil gesprochen war, musste der Verurteilte sofort Einspruch einlegen bzw. appellieren, wie es damals hieß. Verließ er das Gericht ohne dies zu tun, dann galt das Urteil als angenommen.

Stante pede, wie es auf (Gerichts-)Latein hieß, war also örtlich gemeint, auf den Ort der Gerichtsversammlung bezogen, und basierte auch schon auf römischem Recht. Oder besser noch *stante pede et viva voce* (= stehenden Fußes und mit lauter Stimme), damit man den Verurteilten auch verstand. Widerspruchsfristen gab es nicht, wären auch bei den selten stattfindenden Gerichtsverhandlungen nicht möglich gewesen. Mit der Zeit entwickelte sich aus dem örtlichen ein zeitlicher Sinn der Redewendung. Wie sonst sollte man die daraus entstandene Formulierung »Er soll stehenden Fußes herkommen!«, die schon seit dem 17. Jahrhundert bekannt ist, verstehen? Auch Friedrich Schiller verwendet die Redewendung in seinem 1804 verfassten Drama *Wilhelm Tell* (1,2), indem er den Stauffacher sagen läßt: »Nach Uri fahr ich stehnden Fußes gleich«.



Wilhelm Tell: Zeichnung von Ernst Stückelberg, 1880

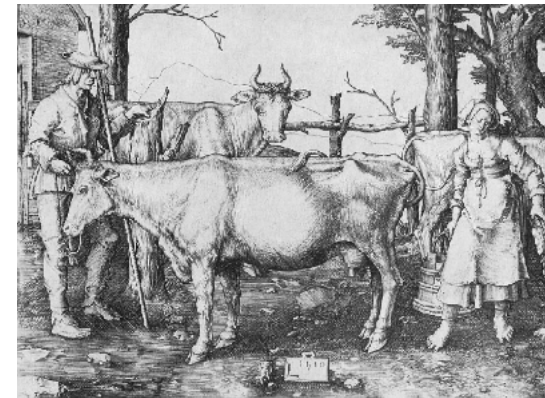
Eine Milchmädchenrechnung aufmachen

Als Milchmädchenrechnung wird eine Planung, Argumentation oder Kalkulation bezeichnet, die auf Trugschlüssen beruht und von vornherein nicht funktionieren kann, aber vordergründig zu einem plausiblen, tatsächlich jedoch unzutreffenden Ergebnis kommt. Dieser weithin gebräuchliche Begriff ist sogar in die Börsensprache übernommen worden. Als Milchmädchen-Hausse wird der letzte Abschnitt einer Aufwärtsbewegung an der Börse bezeichnet, wenn im Glauben an noch weitere Kurssteigerungen auch Bevölkerungsschichten, die ansonsten der Börse fern bleiben, nun auch einsteigen – und damit einen Kursrutsch verursachen.

Für die Redewendung zur Milchmädchenrechnung gibt es zwei Erklärungen. Der plausibelste Hinweis führt zu dem französischen Fabeldichter Jean de la Fontaine (1621–1695) und seiner Fabel »La Laitière et le Pot au Lait« (Das Milchmädchen und der Milchtopf). Sie handelt von der Bauernmagd Perrette, die mit einem Milchtopf auf dem Kopf in die Stadt geht, um die Milch dort zu verkaufen. Unterwegs träumt sie davon, was sie mit dem Erlös alles machen könnte. Sie könnte Hühner kaufen, ein Schwein, dann ein Kalb und später sogar eine Kuh. Vor Freude beginnt sie zu tanzen. Doch da fällt ihr der Krug zu Boden, zerbricht und die Milch verteilt sich über den Boden ...

*Da tanzte ihr vom Kopf
der milchgefüllte Topf –
ade, ihr Hühner, Schweine, Kuh und Kälber!
Die ganze Herrlichkeit zerfloß vor ihren Füßen,
wie schöne Träume beim Erwachen jäh zerfließen.
Die Leute aber haben lange noch gelacht
Und aus Perrettes Milchtopf einen Schwank gemacht.*

Die zweite Erklärung bezieht sich auf das im Spreewald gebürtige Milchmädchen Anna Schnasing, das in den 1880er Jahren als Milchverkäuferin bei der Molkerei Bolle an der Stadtgrenze von Berlin arbeitete. Weil sie nicht richtig rechnen konnte, wurde sie auch schon mal von Kunden betrogen. Als sie von einem Aufenthalt zuhause nach Berlin zurückkehrte, konnte sie auf einmal rechnen, indem sie ihre Finger zu Hilfe nahm. Einem Privatdozenten als einem ihrer Kunden fiel Anas Fingerfertigkeit auf und er schrieb über dieses Phänomen sogar einen Artikel in einer Fachzeitschrift unter dem Titel »Algebraische Fingerfertigkeiten«. Woher sie ihre Fingerfertigkeit hatte, ist nicht mehr bekannt. Jedenfalls machte sie bei Bolle noch Karriere und wurde in die Buchhaltung übernommen.



*Lucas van der Leiden:
Das Milchmädchen,
Kupferstich 1510*